

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 4 (1909-1910)
Heft: 2

Artikel: Amor und Psyche
Autor: Schmid, F.O.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748077>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Amor und Psyche.



Ich hatte ihn lange nicht gesehen, meinen guten Freund und Studienkameraden mit dem poetischen Namen Hans Christian Grünhäuser. Auf der Universität hatten wir zusammen am gleichen Ort gewohnt, hatten zusammen Kollegien geschwänzt, gebummelt, geschwärmt und schlechte Verse geschrieben, die wir mit unfehlbarer Sicherheit für gut hielten, hatten uns oft wütend gezanft über Nietzsche, Buddha und Schopenhauer und am Monatsletzen oder auch schon vorher zusammen meistens kaum mehr einen Rappen Geld gehabt. Kurz, wir waren miteinander jung gewesen. So köstlich sorgenlos und leichtsinnig jung wie man es nur einmal ist im Leben. Dann hatte er sein Gymnasiallehrerexamen gemacht, ich war für mehrere Jahre ins Ausland gezogen, und wir verloren uns allmählich aus den Augen. Jetzt nach sieben Jahren erfuhr ich von einem Bekannten zufällig, daß Hans Christian in einer kleinen alten Stadt als Lehrer wirkte, und da ich nicht weit davon etwas zu tun hatte, beschloß ich, ihn aufzusuchen.

Er empfing mich aufs herzlichste. Er hatte noch immer die guten treuherzigen Kinderaugen, aber sein rundes argloses Gesicht von damals war bedeutend spitzer geworden, und auch sonst machte er mir den Eindruck eines Menschen, der in ungesorgten, aber geistig engen und gedrückten Verhältnissen lebt. Als ich ihn einlud, den Abend mit mir in der heimeligen Wirtsstube meines Gasthofes zu verbringen, um hinter einer guten Flasche Wein alte Erinnerungen aufzufrischen, schielte er zuerst scheu nach der Türe, machte dann allerlei Einwendungen und sagte erst auf meinen energischen Protest hin zögernd zu.

„Was tust du eigentlich neben der Schule?“ fragt ich, nachdem wir uns gesetzt hatten.

Er erhob sich würdevoll von seinem Stuhl und sagte langsam und feierlich: „Ich schreibe.“

„Was tust du?“

„Nun, schreiben! Gedichte und Novellen. Und nächstens wird auch ein großer Roman von mir erscheinen. Du wirst sehen, er wird mich sehr berühmt machen. Dann gebe ich den Lehrerberuf auf und widme mich ganz der Schriftstellerei.“

Seine Augen glänzten, und mit den Armen fuchtelte er aufgeregt in der Luft herum.

„So, so“, sagte ich, „das ist ja sehr interessant. Was hast du denn für einen Verleger? Du wirst ja wissen, daß die die Unsterblichkeit in

Konto-Korrent haben, und daß es sehr auf sie ankommt, wenn es gilt, ein Werk zu lancieren.“

Hans Christian machte eine verächtliche Handbewegung.

„Daß mich mit den Verlegern in Ruh“, sagte er fast wütend, „das sind alles Idioten und Ignoranten. Die sehen nur aufs Geschäft, von Ideal keine Spur. Und von der Größe und Bedeutung der Kunstwerke, die wir dumm genug sind, ihnen einzusenden, haben sie kaum eine Ahnung, denn sonst würden sie sie einem nicht immer wieder mit so dummen und lächerlichen Bemerkungen zurückschicken.“

„Hm, nun ja! Aber einen Verleger mußt du für deinen Roman doch haben, sonst kann er ja gar nicht erscheinen.“

„Gewiß kann er das.“

„Da bin ich aber gespannt, wie du das anstellen willst.“

„Ganz einfach, ich gebe den Roman im Selbstverlag heraus. — Was gibt's denn dabei zu lachen“, sagte er geärgert, als ich meine Heiterkeit nicht mehr verbergen konnte.

„Verzeih, aber sagtest du nicht vorhin, alle Verleger seien Idioten und Ignoranten? Und nun willst du selbst einer werden.“

Er sah mich betroffen an.

„Aber das ist doch etwas ganz anderes“, meinte er dann zögernd, „ich tue es doch aus idealen Rücksichten, ich kann doch der Welt mein Buch nicht vorenthalten wegen so einem Kerl von . . . , wegen so einem Verleger. Ich will ja nicht gerade behaupten, daß der Roman an Goethe heranreicht, obschon mein Kollege Strampel, dem ich das Werk vorgelesen, vieles darin als goethesch empfunden hat. Aber mit Gottfried Keller oder Wilhelm Raabe kann er sich wohl messen. Das glaube ich ohne Überhebung behaupten zu dürfen.“

„Gewiß, gewiß, daran habe ich ja auch nie gezweifelt! Aber sag, was für eine Idee willst du denn eigentlich mit deinem Roman verkörpern? Und wie heißt er?“

„Amor und Psyche! Es ist ein Hohelied auf die Frau, eine Verherrlichung des höchsten Frauenideals, ein begeisterter Sang auf die göttliche Liebe. Wenn du gestattest, lese ich dir daraus einiges vor.“

Ich bekam einen ordentlichen Schreck. Also vorlesen wollte er auch noch. Und möglicherweise sollte ich den Roman dann auch goethesch finden wie der Kollege Strampel. Aber da ich den guten Hans Christian durch eine Ablehnung nicht beleidigen wollte, setzte ich mich in meinem Sessel zurück, schlug die Beine übereinander und wartete resigniert der kommenden Dinge.

Hans Christian nahm vom Schreibtisch ein dickbändiges Manuskript, das er mit liebevollen Blicken betrachtete. Dann stellte er sich neben

seinen Stuhl, legte die linke Hand auf den Rücken und räusperte sich ein wenig.

„Da ist zum Beispiel die Rede, die der Held über die Frauen hält. Du wirst schon daraus sehen, daß ich vorhin nicht zu viel behauptet habe. Also höre zu.“

Er fing mit seiner hohen pathetischen Stimme an zu lesen: Gut, sagte der junge Offizier zu seinen Kameraden — „du mußt nämlich wissen der Held ist ein junger Offizier, ein Leutnant bei den Dragonern“, setzte er erklärend hinzu.

„Das habe ich mir gleich gedacht. Und Graf oder so was ist er auch noch. Und die Heldin ist natürlich ein schönes junges Mädchen aus dem Volk und sterblich verliebt in den Leutnant, den sie nicht kriegen kann, weil seine Eltern so furchtbar adelsstolz sind. Aber zuletzt kriegen sie sich doch.“

Hans Christian machte ein perplexes Gesicht.

„Ja woher weißt du denn dies alles?“

„Das konnte ich mir doch bei deiner stets bezeugten Vorliebe für die Marlitt und sonstige Gartenlaubeschreiberinnen denken. Aber bitte, fahre nur weiter.“

Er sah mich mißtrauisch an. Aber da er offenbar im Zweifel war, ob meine Worte ein Lob oder einen Tadel bedeuteten, nahm er das Manuskript wieder vors Gesicht und fing nochmals an:

Gut, sagte der junge Offizier zu seinen Kameraden, von den Frauen also soll ich euch reden? Nicht von den Träumen, die zur goldenen Stunde von den Gestirnen zu uns heruntersteigen und nicht von der Sehnsucht, die ist wie das verschwimmende Rot des Abendhimmels und die uns hinaufträgt zu seligen Höhen. Von dem also wollt ihr nichts hören, sondern von den Frauen. Ihr habt Recht, denn alles dies liegt ja in ihnen vereint. Aus eines Mannes Rippe sollen sie entstanden sein, diese wundersamen Gebilde mit den weichen Gliedern, den roten Lippen und der unergründlichen Seele! Das ist nicht möglich, Freunde! Aus der Götter Geschlecht sind sie in seliger Stunde entsprungen, die weiche schaumgekrönte Woge war ihre Wiege, Nektar war ihr erster Trank, Liebe ihr erst Gefühl, Liebe regnete es vom Firmament herab, Liebe stieg aus unergründlicher Tiefe herauf, und Liebe zog in schmeichelnden Wellen durch die blaue Luft, gleich dem Dufte blühender Rosen.

Ach, Freunde! Daß ich doch Worte genug fände, um sie zu preisen, daß mir doch die Macht des Gesanges verliehen wäre wie keinem Sterblichen auf der Erde, ich würde nichts anderes tun, als Hymnen auf sie zu singen! Neben mir könnten die schmetternden Trompeten des Lebens geblasen werden, die Fanfaren zum Streite rufen und ihr auf stolzen Rossen ausziehen, um mit Siegerkränzen und Lorbeerkronen zurückzu-

kehren! Ich aber würde mich in ein stilles Tal zurückziehen und in den Anblick einer schönen Frau verloren die breite Flut des Daseins an mir vorüberrauschen lassen.

Ach, was vermögen sie nicht alles!

Wenn die Nacht sich auf eure Seelen legt, wenn die Melancholie auf lichtverlassenen Pfaden herangezogen kommt, um sich neben euch zu setzen, wenn die schwermütige Weise des Einsamen an eure Ohren klingt, wenn euch die Sterne nicht mehr glühen, die Rosen nicht mehr duften wollen, dann liebe Freunde, küßt einen roten Frauenmund, laßt zwei schöne Augen hell in die euren strahlen und zwei weiche weiße Arme sich um euren Nacken legen, dann werdet ihr wieder Könige und Herrscher dieser Welt sein, und das Glück wird euch die Schleppe eures goldverbrämten Königsmantels tragen. Die Himmel werden sich öffnen, die Gestirne zu euch heruntersteigen, aus den goldenen Strömen des Lebens werdet ihr trinken an Tagen voller Rosen und in Nächten voller Sterne! Darum laßt uns die Frauen preisen! Sie sind Schönheit und Anmut, sie sind Segen, Licht und Freude, sie bringen den Tanz und das Lachen in unser Dasein, und über das graue Einerlei unserer Tage breiten sie einen verklärenden Schimmer. Wir wollen sie auf ein goldenes Piedestal hinaufheben, Weihrauch und Myrrhen opfern und als selige Büßer das Haupt in Demut und Liebe vor ihnen neigen.

Hans Christian ließ das Manuskript sinken und sah mich darüberhin an, was für einen Eindruck das Gelesene wohl auf mich gemacht haben mochte.

In diesem Augenblick ging kurz und schrill die Hausklingel. Mein Freund zuckte erschrocken zusammen.

„Meine Frau“, stieß er hervor.

„Deine Frau!? Ja bist du denn verheiratet?“

„Natürlich, schon seit fünf Jahren. Aber entschuldige einen Augenblick, ich muß aufmachen gehn.“

Wenige Augenblicke später schallte aus dem Hausgang die scharfe scheltende Stimme einer Frau herauf und dazwischen die schüchternen Versuche Hans Christians sie zu beruhigen. Schon vor der Türe draußen hörte ich noch, wie sie sagte: „Nein, du gehst heute abend nicht aus.“

Dann traten sie ein, er mit verlegenem Gesicht hinter ihr. Vor Schrecken vergaß ich fast sie zu begrüßen, als Hans Christian sie mir vorstellte. Sie war mindestens zehn Jahre älter als er. Und was ihre lange hagere Gestalt und sonstige leibliche Schönheit anbetraf, so konnte kein Mensch behaupten, daß an ihrer Wiege die Grazien gestanden hatten.

„Es tut mir sehr leid“, sagte sie mit einem sauer süßen Lächeln um den zusammengekniffenen Mund und einem bösen Seitenblick auf Hans Christian, „daß mein Mann Ihnen heute abend nicht Gesellschaft leisten kann. Aber er muß Umstände halber unbedingt zu Hause bleiben.“

Mit diesen Worten drehte sie mir den Rücken und ging hinaus.

Ich empfahl mich bald von dem wie verdonnert dastehenden Jugendfreund. Als ich ihm die Hand reichte, sagte ich:

„Weißt du, es ist alles ja ganz schön und gut mit deiner Schriftstellerei. Aber an deiner Stelle würde ich doch lieber die Rede über die Frauen aus deinem Roman fortlassen.“

F. D. Schmid.



Ein Schweizerisches Nationaldenkmal in Schwyz.

Von J. Bühner.

Sur 6. Säcularfeier der Schlacht am Morgarten 1915 soll in Schwyz ein Nationaldenkmal errichtet werden. Die Bundesräte Welti und Schenk äußerten diesen Gedanken zuerst an der Bundesfeier der Zofinger auf dem Rütli im Jahre 1891. Inzwischen ist ein Denkmalkomitee bestellt, von der Schweizerischen Kunstkommission ein Programm ausgearbeitet, und unter den Schweizerischen Künstlern eine Konkurrenz eröffnet worden. 105 Entwürfe sind eingegangen, die gegenwärtig im Kollegiumsgebäude „Ma ria Hilf“ in Schwyz ausgestellt sind.

* * *

Über Zweck und Aufgabe des Denkmals scheint mir nicht völlige Klarheit zu herrschen. Der Aufruf an die Künstler enthielt folgenden Passus: „Es soll in Schwyz ein Schweizerisches Nationaldenkmal errichtet werden zur Erinnerung an die Gründung unseres Vaterlandes durch die ersten Freiheitsbünde und die erste Freiheitschlacht.“

Carl Spitteler schreibt in seinem Buche „Der Gotthard“: „Da jedoch bis vor kurzem die Geschichte über die Verhältnisse der Urschweiz geschwiegen hatte, indem sie den poetischen Erzählungen der Sage lauschte, so ist völlige Unkenntnis über die wichtigsten Tatsachen und Vorbedingungen der Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft ebenso allgemein, wie